

# Anforderungen des Jahres 1975

## UZ-Umfrage zur Perspektivplanung

Prof. Dr. Rudolf Neundorff

### Meister in der Beschränkung auf das Wesentliche

Ein erfahrener Arzt hat angesichts vielfach antiquierter und abstrahierter Ausbildungsmethoden in der Medizin unilangt gesagt: „Allzu oft ist medizinische Ausbildung für den Studenten dasselbe, wie für die Vogel die Ornithologie“. Mir scheint, besser läßt sich der ideale Zusammenhang zwischen den beiden gestellten Fragen kaum ausdrücken, denn er apostrophiert Fragen, die die geistige und kulturelle Entwicklung unserer Republik wohl allen akademischen Disziplinen stellt.

Seit der Einführung eines neuen Studienplanes im Jahre 1963 befindet sich die tierärztliche Ausbildung unmittelbar in diesen Problemen und, ich möchte sagen, mit der gleichen, oben skizzierten Kontroverse. Sie hat ihre tieferen Ursachen in einer, wenn auch vielfach umstrittenen Zweigstellung des tierärztlichen Berufes, der von seiner Grundkonzeption her unabhängig im medizinischen Stoffgebiet integriert, in seinem Wirkungsspektrum aber in erster Linie auf eines der Hauptproduktionsmittel der Landwirtschaft, die Zucht- und Nutztierbestände, ausgerichtet ist, wobei gleichzeitig und kontinuierlich vielseitige Aufgaben zum Schutze der Gesundheit des Menschen entstehen.

Wenn auch diese Konzeption so alt wie der tierärztliche Beruf überhaupt ist, so hat doch letzten Endes in der vergangenen Zeit die politisch-ökonomische Strukturierung der Landwirtschaft einen erheblichen Einfluß auf die Formung des tierärztlichen Berufsbildes und damit auch der Ausbildung genommen. Die überwiegend betont individuelle Tierhaltung im bäuerlichen Klein- oder Mittelbetrieb fand dabei zu großen Teilen und auf lange Zeit ihren Niederschlag in der individuellen vorwiegend kurativ-therapeutischen Tätigkeit des Tierarztes. Es waren daher auch politisch-ökonomische Prozesse, die 1952 mit der Bildung einzelner landwirtschaftlicher Produktionsgenossenschaften — zunächst fast unauffällig — den praktizierenden Tierarzt mit anderen Arbeitsmethoden als bisher in Berührung brachten und schließlich 1960 bei der einheitlichen Strukturierung der sozialistischen Landwirtschaft massiert mit völlig neuartigen Problemen seiner Tätigkeit konfrontierten.

Viele Tierärzte haben diese Fragen in der Praxis völlig autodidakt, aber zielstrebig gemeistert und damit letzten Endes von sich aus den Anstoß zu neuen Ausbildungsformen gegeben. Der Student der Veterinärmedizin von heute sollte sich dieser Pionierarbeit im Hinblick auf die in ihm in den kommenden Jahren herantretenden Anforderungen stets dann erinnern, wenn er im jugendlichen Eiferertum und oft auch fälschlich verstandenem Sendungsbewußtsein an neuen Ausbildungsmethoden Kritik übt. Einstein hat einmal gesagt: „Schöpferische Phantasie ist oft mehr wert als Kenntnisse.“ Solche intuitive schöpferische Arbeit müssen wir heute, aber erst recht im Jahre 1975 und später von ihm verlangen, wenn er den in aller Welt im Vordergrund stehenden Funktionskomplex der modernen Veterinärmedizin: Gesunderhaltung der Tiere — Ökonomie — Produktionssteigerung in seiner umfassend humanistischen Problemstellung begreifen will. Der damit vollkommene Wandel des tierärztlichen Berufsbildes muß ihn wegführen von den einseitigen mechanischen Manipulationen innerhalb seines Berufes und hinaufführen auf eine höhere Stufe des kühn und selbständig präventiv denkenden Veterinärmediziners, dessen Haupttätigkeit der Gesunderhaltung und Leistungssteigerung des ihm

UZ 41/64, Seite 4

anvertrauten Tierbestandes gilt. Allerdings kann keine noch so gute und praxisverbundene Vorlesung, kein noch so tiefes Eindringen in dazu notwendige Teilgebiete der Agrarwissenschaft (Futtermittelbau, Fütterungslehre, Fütterungshygiene, Mechanisierung, Arbeitsnormen, Bauwesen usw.) in die prinzipiellen Fragen der allgemeinen wie auch monotonen Schema solche Denk- und Handlungsweise erreichen, wenn die Auseinandersetzung mit dem eigenen inneren Wesen des Studenten im Sinne des viel strapazierten Begriffs „Berufsethos“ unterbleibt. Der Student wird 1975 mehr denn je die übergroße Bedeutung der Tatsache erkennen müssen, daß Möglichkeit und Auftrag zum Studium seitens unseres Arbeiter- und Bauern-Staates und spätere Berufsausübung nicht zwei verschiedene, voneinander losgelöste Dinge sind, sondern im unabdingbaren ideologischen Zusammenhang sozialistischer Gemeinschaft bestehen.

Wir sehen in solchen Maßstäben für die geistige und wissenschaftliche Qualität des Tierarztes von 1975 die Voraussetzung dafür, daß er in der Lage ist, sich mit Problemen unseres Berufes auseinanderzusetzen zu können, die auf uns zukommen, für die es bisher weder Vorbilder noch Rezepte gab. Die Landwirtschaft schiebt sich zur Zeit an, die tierische Produktion in „industriemäßigen Formen“ mit einer Tierhaltung in bisher nicht gekannten Dimensionen zu organisieren. Der Tierarzt wird dabei eine Schlüsselstellung einnehmen, sich weitestgehend spezialisieren und jederzeit den leistungsgerechten wissenschaftlichen Vorkurs schaffen müssen. Damit entsteht eine weitere Anforderung, die wir an den Absolventen von 1975 stellen müssen: seine Einstellung zu selbständiger wissenschaftlicher Arbeit und zur Forschung. Ein Kollege resignierte unilangt dahingehend, daß drei Jahre Praxis ausreichen, um den an sich vorzüglich ausgebildeten jungen Tierarzt alles Gelernte wieder vergessen zu lassen. Sicher haben dabei übermäßige Routinearbeit sowie der kontinuierliche wissenschaftliche Fortschritt ihre Hand mit im Spiel, und wissenschaftliche Fortbildung in der Praxis, ob publizistisch oder in Lehrgängen, wird vielfach problematisch bleiben. Warum hat aber der junge Tierarzt nach mehreren Praxisjahren im allgemeinen so wenig Neigung, wieder einige Zeit zur Vertiefung und Erneuerung seiner Kenntnisse an die Basis der wissenschaftlichen Forschung zurückzukehren? Sind es wirklich nur Wohnungs-, Finanz- und ähnliche Fragen oder die oft überbetonte Hegemonie des Zentralismus?

Zwangsläufig leiten damit die Gedanken über zum Wissenschaftler und Hochschullehrer von 1975. Es ist dabei wahrhaft nicht einfach, die Skala der im Rahmen dieser Fragestellung bereits veröffentlichten Qualifikationsmerkmale zu erweitern. Kurz gesagt, wird er all das, was er vom Absolventen fordert, in Wort und Tat vorleben müssen, um mit der Kunst der Menschenführung in beherrschter Kleinarbeit gleiche Fähigkeiten bei den jungen Tierärzten zu erreichen, die ohne diese später vielfach im „luftleeren Raum“ arbeiten würden. Eins: müssen wir bei aller Neigung zu Wissenschaft und Forschung bestimmen tun, wenn wir von unseren Studenten höchste Leistung und intensives schöpferisches Selbststudium verlangen. Alles das, was nur von akademischem oder historischem Interesse ist, aus unserer Ausbildung zu entfernen, um dafür Neuem und Besseren Platz zu machen! Dazu dürfen wir, ob wir wollen oder nicht, nicht nur mit der Forschung, sondern müssen vor allem auch mit der Ausbildung an die Basis der sozialistischen Landwirtschaft gehen, um die Forderungen und Belange der Landwirtschaft und damit die Probleme der Veterinärmedizin in erster Linie in unserem eigenen Lande kennen zu lernen.

Die evolutionäre Entwicklung der tierischen Produktion in den nächsten Jahren wird uns sehr bald zeigen, wieviele „alte Zöpfe“ wir dabei zum Wohle von Hochschullehrer und Absolvent über Bord werfen können, wenn wir Meister in der Beschränkung auf das Wesentliche sein wollen.

### Unsere Fragen:

1

Welche Anforderungen werden 1975 an die Absolventen Ihrer Fachrichtung gestellt?

2

Welchen Anforderungen muß der Wissenschaftler und Hochschullehrer des Jahres 1975 gerecht werden?

Prof. Dr. Gerhard Heber

### Ausgeprägte Konzentration in wenigen, sehr starken Gruppen

Während meines Aufenthaltes am Vereinigten Institut für Kernforschung in Dubna bei Moskau habe ich naturgemäß die Entwicklung an der Universität Leipzig aufmerksam verfolgt, wobei mir nicht zuletzt die Leipziger Universitätszeitung ein wertvoller Helfer war. Zu einigen an unserer Universität in letzter Zeit diskutierten Fragen möchte ich mir im folgenden erlauben, einige Bemerkungen zu machen. Ich glaube, daß diese meine Bemerkungen vielleicht deshalb interessant sein könnten, weil sich in ihnen einige meiner Erfahrungen und Erkenntnisse widerspiegeln, welche ich in Dubna sammeln konnte. In diesen Erfahrungen und Erkenntnissen spiegelt sich aber nicht nur das wider, was ich in Dubna selbst erlebt und vorgefunden habe; vielmehr ist Dubna ja ein im besten Sinne internationales Zentrum der Kernphysik. Deshalb konnte ich in Dubna durch eine Vielzahl von Gesprächen mit Fachkollegen aus aller Welt einen recht guten Einblick in viele Probleme der Physik und der Universitäten in den verschiedensten Ländern gewinnen.

### Enge vielseitige Kontakte

Für unser Fachgebiet kann man mit Sicherheit voraussagen, daß die jetzt schon sehr stark ausgeprägte Konzentration der besten Wissenschaftler in wenigen außerordentlich starken Gruppen weitergehen wird. Das wird u. a. durch die sehr teuren, riesigen Maschinen erzwungen, ohne deren Hilfe bei uns wesentliche, neue Erkenntnisse nicht zutage gefördert werden können. Diese großen Forschergruppen werden selbstverständlich auch weiterhin die Führung auf unserem Fachgebiet haben. Kleine Gruppen von Wissenschaftlern, wie sie an unseren Universitäten jetzt existieren und sicher in ähnlicher Größe auch 1975 noch existieren werden, können mit diesen Gruppen nur Schritt halten (und sie müssen mithalten, sonst können sie die moderne Wissenschaft nicht an der Universität lehren), wenn sie in engstem Kontakt zu einer (oder besser zu mehreren) dieser großen Gruppen stehen.

Diese Kontakte werden wie bisher in längeren und kürzeren Studien-

aufenthalten an den Zentren der Forschung bestehen, so daß ständig einige Mitarbeiter unserer Institute (im Wechsel) dort arbeiten. Dies setzt jedoch eine viel einfachere Abwicklung aller mit den Reisen zu diesen Zentren verbundenen Formalitäten voraus. Die jetzige Art der Vorbereitung und Durchführung dieser Reisen ist viel zu schwerfällig und vom ökonomischen Standpunkt aus unverantwortlich.

Ferner sind diese engen Kontakte nur herstellbar, wenn der Lehrkörper unserer Universitäten in Zukunft sehr viel stärker ist, so daß wir ständig einige Kollegen entbehren können. Oder aber wir müssen die Stellen der abwesenden Kollegen in der Zwischenzeit vertretungsbereit besetzen können. Im übrigen wäre es natürlich völlig widersinnig, wenn wir einen Austausch von Wissenschaftlern zwar zwischen Leipzig und Dubna (z. B.), nicht aber zwischen Leipzig und z. B. Berlin betreiben, (vorausgesetzt, es existiert auch in Berlin eine Gruppe, welche auf demselben Gebiet arbeitet wie die in Leipzig). Man muß auch innerhalb der DDR einen möglichst engen Kontakt zwischen den auf gleichem Gebiet arbeitenden Gruppen herstellen.

In dieser Hinsicht wäre auch noch sehr viel zu tun! Es kommt noch gar zu häufig vor, daß ein Mitglied des Lehrkörpers einer unserer Universitäten an derselben Universität studiert, diplomiert, promoviert und sich habilitiert hat, ohne jemals für längere Zeit an anderer Stelle gewirkt zu haben. Wenn man den Ursachen für diese (in anderen Ländern völlig unbekannte) „Sefthäftigkeit“ (und teilweise damit verbundene Abkapselung) nachgeht, stößt man auf eine wichtige Ursache: die Wohnungsfrage! Man ist im allgemeinen froh, wenn man nach langem Suchen und Warten eine geeignete Wohnung gefunden hat und scheut vor einer Wiederholung dieser Schwierigkeiten an einem eventuellen neuen Wirkungsort zurück. Solche Schwierigkeiten müßten 1975 endgültig verschwunden sein!

Aber auch an der Universität selbst wäre noch viel zu tun, um uns Wissenschaftler in die Lage zu versetzen, den Anforderungen des Jahres 1975 gerecht zu werden: reibungsloses, exaktes Arbeiten der Verwaltung; Umkehrung der jetzigen Relationen zwischen dem Arbeitsaufwand eines Wissenschaftlers für Verwaltung, Lehre und Forschung. Hierüber ist schon viel geschrieben worden, ich habe dem nichts hinzuzufügen als den Wunsch, daß nun endlich geschlossen gehandelt werden müge. Bei der Ausbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses wird es nötig sein, einige Änderungen in der Art der Anfertigung der Dissertationen einzuführen, damit sich auch der Doktorand mit seiner Arbeit völlig einer Gruppe anschließen kann. Dasselbe gilt für Diplomanden und Habilitanden.

Ein Punkt vielleicht ist in den bisherigen Diskussionen über das Jahr

1975 noch nicht genügend betont worden:

Auf unserem Gebiet hängt die Forschungskapazität eng mit den vorhandenen Kapazitäten an elektronischen Rechenautomaten zusammen. Leider liegen wir in der DDR hierbei im Rückstand. Wir müssen unbedingt einige große Automaten importieren; eine Entwicklung und Erzeugung dieser Maschinen in der DDR ist mit Sicherheit unrationell.

### Departement — ja oder nein?

Es wäre zu prüfen, ob die Umwandlung unserer Institute (oder Fachrichtungen) in Departements uns erleichtern würde, mit den großen Gruppen, welche ich oben erwähnte, Schritt zu halten. Vergewenwürdig wir uns zuvor einige wesentliche Merkmale von solchen Gebilden, welche in den USA und der UdSSR schon erfolgreich arbeiten.

Der Lehrkörper eines normalen Departement of Physics besteht aus 50 bis 100 Professoren verschiedener Stufe, welche völlig gleichberechtigt sind. Dieser Lehrkörper wählt aus seiner Mitte für jeweils ein Jahr einen Vorsitzenden, welcher das Departement nach außen hin federführend vertritt. Es ist die Regel, daß man zu diesem Vorsitzenden nicht die führenden, sondern einen jüngeren Wissenschaftler wählt, damit die fähigsten Wissenschaftler sich nicht mit Verwaltungs- und Organisationsfragen befassen müssen. Aber auch für den Vorsitzenden ist diese Funktion keine zu schlimme Sache, weil er sie (im Durchschnitt) nur einmal im Leben ein Jahr lang übernehmen muß. Selbstverständlich bedeutet die erwähnte Regel nicht etwa, daß die Erfahrungen und Meinungen der besten und älteren Wissenschaftler übergangen werden. Vielmehr herrscht in den meisten Departements ein überaus kollegialer Geist (ohne den diese Organisationsform überhaupt nicht existieren kann); alle wichtigen Fragen werden vom gesamten Lehrkörper gemeinsam besprochen und entschieden.

Wichtig ist, daß es in den amerikanischen Departements keinen starren Stellenplan gibt. Dadurch sind diese Institutionen sehr beweglich, können Mitglieder des Lehrkörpers zu Studienzwecken beurlauben, in der Zwischenzeit Gäste einladen und aus den freien Mitteln bezahlen usw. Diese Regelung ist eine der wichtigsten Voraussetzungen für die so überaus starke Reisetätigkeit von USA-Physikern. Es gibt wohl kaum einen von ihnen, welcher nicht für kürzere oder längere Zeit an verschiedenen anderen Forschungszentren der ganzen Welt gearbeitet hat. Diese Arbeitsweise hat sich als außerordentlich fruchtbringend erwiesen.

Natürlich ist es für das Funktionieren dieser Organisationsform einer wissenschaftlichen Institution sehr wesentlich, daß eine Verwaltung existiert, welche wirklich reibungslos arbeitet. Sie liegt in den Händen von speziellen Managern, übrigens ist sogar der Rektor der Universität in den USA (dort „President“ genannt) ein Manager; er hat meist juristische akademische Bildung, ist aber nicht mehr wissenschaftlich tätig. Er wird für zehn Jahre vom Lehrkörper gewählt, kann aber notfalls schon vorher vom Lehrkörper abgesetzt werden, falls er versagt.

Ich stellte anfangs die Frage, ob der Übergang von der Organisationsform des Instituts zu der des Departements uns Wissenschaftlern bei der Bewältigung unserer schwierigen wissenschaftlichen Aufgaben helfen könnte. Ich glaube, man kann die Frage mit Ja beantworten, wenn man hinzufügt, daß dann auch alle Merkmale der Departements bei uns eingeführt werden müßten. Das aber scheint im Augenblick aus verschiedenen Gründen noch nicht möglich zu sein. Da wäre zuerst eine Verdoppelung bis Verdreifachung unserer Lehrkörper erforderlich. Dafür dürfte es zur Zeit sowohl an geeigneten Kadern als auch an finanziellen Mitteln fehlen. Selbst wenn diese beiden Hindernisse nicht bestehen würden, müßten umfangreiche bauliche Maßnahmen in Angriff genommen werden, um den neuen Mitarbeitern Arbeitsmöglichkeiten geben zu können. Schon jetzt herrscht ja in unserem Physikalischen und auch im Theoretisch-Physikalischen Institut Raumnot. Sodann ist bei uns die Verwaltung meist noch nicht so qualifiziert, daß man einen jährlichen Wechsel des Vorsitzenden ohne Schaden für die kontinuierliche Leitung des Instituts vornehmen könnte. Genauer gesagt: Unsere Verwaltung führt nicht exakt, zuverlässig und selbständig genug die Weisungen des Lehrkörpers aus.

Eine ganze Reihe anderer Schwierigkeiten kommen hinzu, so daß ich nicht glaube, daß wir irgendwelche Vorteile haben würden, wenn wir in der nächsten Zukunft die Institute durch Departements unter den gegebenen Bedingungen ersetzen.

Professor Dr. Heber sandte uns gleichzeitig einige Gedanken zur Planung bis 1970 bzw. 1980 und teilte uns mit, daß er auch zu Fragen der Ausbildung unserer Studenten einiges bemerken wolle. Wir werden diese Erfahrungen in unseren nächsten Ausgaben zur Diskussion stellen.



Prof. Dr. Gerhard Heber kehrte erst vor kurzem von einem über ein Jahr währendem Aufenthalt im Vereinigten Kernforschungsinstitut des RGW in Dubna zurück, aus dem unser Bild ein Detail zeigt. Foto: UZ-Ardv